Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 24 (1934)

Heft: 27

**Artikel:** Mutter Natur weiss es am besten

**Autor:** Marvey, S.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-641069

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

"Ich gehe selbst ...", sagt das Fräulein beinahe weinend, "entschuldigen Sie einen Moment."

Der kleine, dide Herr entschuldigt.

Befühlt die Stoffe, geht von einem Ballen zum anbern, schreitet die Seiten ab, wie ein Feldherr nach der Schlacht, während das versammelte Personal des Raufhauses andächtig und respektvoll die roten Wälle um seine fleine, dide Berson betrachtet.

Die Spannung ist auf dem Höhepunkt angelangt, alles hält den Atem an, denn da kommt Fräulein Müller aus dem Fahrstuhl, hinter ihr zwei Bons, die die letzten Ballen rotes Tuch zärtlich auf den Armen tragen.

Und wirklich, -- der fleine, dide Berr befühlt es, beriecht es, beäugt es und sagt: "Das ich das richtige!"
"Ah!" ... Das Warenhaus seufzt auf.
"Wieviel Meter darf ich geben?" fragt Fräulein Müller

strahlend.

"Ja", sagt der kleine, dick Herr —, "das ist nicht so einfach! Da muffen Sie mir helfen! ... Das verstehen Sie auch besser. Also passen Sie mal auf: Da hat meine Frau zu Weihnachten unserem kleinen Jungen so'n Stoffstamel gekauft. — So'n kleines Stoffkamel, — so groß wie meine Sand — und nun hat der Lausbub dem Ramel das rote Züngerl rausgerissen und verloren ..."

### Ideal und Leben.

Von Jakob Bosshart.

In den Luften treibt licht eine Wolke, Auf der Erde ihr Schatten schleicht, Wie ein trauriger wegmüder Wandrer, Der nimmer fein Biel erreicht. Mir ist, ich sebe mein Leben, Wie es doppelt vorüberschwebt, Am Himmel, wie ich es träumte, Im Tale, wie ich's gelebt.

# Mutter Natur weiss es am besten.

Von Prof. Dr. S. Marvey, Glasgow. Berechtigte Uebertragung von Frank Andrew.

Wie sinnreich und wundervoll hat Mutter Natur es doch einzurichten verstanden, daß durch das Gegenspiel der Kräfte jenes Gleichgewicht hergestellt ist, das unser aller Dasein erst ermöglicht! Sie sorgt auf allen Gebieten ihres Schaffens dafür, daß die "Bäume nicht in den Simmel wachsen", daß diejenigen ihrer gahllosen Schöpfungen, Die ihren anderen Rindern gefährlich werden könnten, soweit in Schach gehalten werden, daß das Leben aller gesichert bleibt, wenn ... Ja, wenn der Mensch in seiner Vermessenheit nicht immer wieder versuchen wurde, seinen eigenen vermeintlichen Bedürfnissen zuliebe Mutter Natur ins Sandwerk zu pfuschen, und damit Bustande herbeizuführen, deren er dann oft nicht mehr Herr zu werden weiß.

Das treffendste Beispiel für den Schaden, den der Mensch durch seine bewußte ober unabsichtliche Einmengung in das Gleichgewicht der Natur anrichten kann, ist die Insel Samaika in Westindien. Unendliche Zeiten hindurch war dieses gesegnete Fleckchen Erde mit seiner reichen tropischen Tier- und Pflanzenwelt ein wahres Baradies, in welchem eine anspruchslose Bevölkerung ein friedliches, gesichertes Da= sein führte, weil Mutter Natur weise dafür gesorgt hatte, daß alle ihre Geschöpfe ohne tödlichen Bernichtungsfrieg nebeneinander leben konnten. Dieser Friede begann zu schwinden, als die Insel nach und nach in den Wirtschafts= freis westlicher Zivilisation einbezogen wurde. Fremde Schiffe tamen und brachten einen Eindringling mit sich, der sich

rücksichtslos seinen Plat unter den bisherigen Bewohnern der Insel zu erkämpfen wußte: die Ratte! Mögen es auch immer nur einzelne dieser Tiere gewesen sein, die aus den Schiffen von magerer Rost entflohen, um sich an dem gedeckten Tisch des reichen Landes gütlich zu tun; ohne jeden natürlichen Feind unter der eingeborenen Fauna vermehrten sich die Ratten in so ungeheuerlicher Weise, daß sie im Laufe der Jahre zu einer unerträglichen Blage wurden. Menschliche Behausungen, Scheunen und Ställe waren vor den unermüdlichen Nagern nicht mehr sicher, die unter den Vorräten der Einwohner und der Ernte auf den Feldern unübersehbaren Schaden anrichteten. Berzweifelt suchte man nach irgend einer Abhilfe, versuchte es mit Gift und Fallen, ohne aber ein genügendes Ergebnis zu erzielen.

Schließlich kam man auf die Idee, einige Paare der indischen Mungos einzuführen, die geschworene Feinde der Ratten sind. Tatsächlich wurden sechs dieser behenden Tierchen auf Samaika ausgesetzt, die sich in Rurze zu ansehnlicher Zahl vermehrten. Wirklich begann sich dann auch der Rampf gegen die Ratten bemerkbar zu machen; mit solcher Ausdauer stellten die Mungos den Nagern nach, daß diese in verhältnismäßig turzer Zeit verschwanden. Die Bevölferung begann wieder aufzuatmen, als sie ihr reiches Land von seiner Plage befreit sah. Allmählich wurden jett aber andere Rlagen laut, die von Jahr zu Jahr an Schärfe zunahmen und bis zum heutigen Tag nicht verstummt sind. Die Mungos sind nämlich inzwischen zu einer Armee angewachsen, die man auf mindestens zehntausend Stud schätt. Nachdem ihre eigentlichen Lederbiffen, die Ratten, vertilgt sind, haben sie sich mit der gleichen Ausdauer auf die klei= neren Saustiere, Sühner, Enten und Ganse, ferner auf Die zahlreichen Arten der wildlebenden Bögel und weiter auf Eidechsen, Frosche und Rroten geworfen, um diesen planmäßig den Garaus zu machen. Ohne weitgehendste Sicher= heitsmaßnahmen fann auf Jamaika überhaupt kein Federvieh mehr gehalten werden; immer wieder verstehen es die beweglichen Mungos, in die Stallungen einzudringen, um sich die nötige Nahrung zu verschaffen. Damit aber nicht genug hat die Vertilgung von Vögeln und Kaltblütlern noch eine weitere Folge gehabt, die sich heute in unerträg= lichster Weise bemerkbar macht. Es fehlen jett nämlich die natürlichen Feinde und Bertilger von Insetten, Räfern und Fliegen, die sich in den letten Iahren zu ungeheuren Schwärmen vermehrt haben und ihrerseits den Feld= und Garten= früchten zu Leibe gehen. Man ist zwar die Ratten los, die man unabsichtlich ans Land gebracht hatte; aber man tann sich der räuberischen Mungos nicht erwehren, mit denen man Mutter Natur ein Schnippchen schlagen wollte, und hat die Insettenplage noch als Draufgabe! Alle Mittel zur Betämpfung der überhandnehmenden Schmaroger sind bisher fehlgeschlagen oder haben doch keinenfalls den gewünschten Erfolg erreicht.

Bor ein paar Monaten fündigte die Sowjetregierung an, daß sie dreitausend Baar Raninden in die russischen und sibirischen Steppengebiete einführen und dort loslassen wolle. Wenn man diese Aftion nicht vorher ganz genau auf ihre möglichen Folgen studiert hat, so steht zu erwarten, daß man dort die gleichen Erfahrungen machen wird wie in Australien. Es ist allgemein bekannt, wie im Jahre 1851 zwei Dugend Raninden im australischen Busch ausgesett wurden. die sich inzwischen auf schätzungsweise zwanzig Millionen vermehrt haben und in weiten Teilen des Landes jegliche Art des Aderbaus einfach unmöglich machen. Erst in den letten Jahren ist man soweit gekommen, die weitere Bermehrung der Tiere dadurch hintanzuhalten, daß man großzügige Werke zur Berarbeitung der Felle und des Fleisches gesichaffen hat und somit einen Anreiz zur Jagd auf Kaninchen gibt. Wollte man anfänglich Mutter Natur nachhelfen und das ziemlich tierarme Land besiedeln, so hat man inzwischen einsehen gelernt, daß man der Bevölkerung damit einen

schlechten Dienst erwies, der so manchen Farmer fast zur

Berzweiflung getrieben hat.

Weniger bekannt ist, daß Australien mit einem an= deren Eingriff in das Gleichgewicht der natürlichen Kräfte beinahe unübersehbaren Schaden für Mensch und Tier angerichtet hätte. Der Riesenfischer, ein Bogel, der von der Bevölkerung wegen seines unangenehmen Schreiens auch der "lachende Esel" genannt wird, hatte viel unter den Bersfolgungen der Ansiedler zu leiden, weil das von ihm vers ursachte Geräusch, besonders in der Baarungszeit, wirklich auf die Dauer schwer zu ertragen ist. Sobald aber die Zahl der Riesenfischer kleiner wurde, bemerkte man eine anfänglich unerklärliche Vermehrung der Schlangen auf dem Lande. Die Todesfälle von Schlangenbissen unter der Bevölkerung verfünffachten sich allmählich und die Farmer verloren in manchen Bezirken bis zu einem Viertel ihres Viehbestandes alljährlich. Die Regierung setzte eine besondere Kommission zur Brüfung dieser eigenartigen und zugleich beunruhigenden Tatsache ein, die schließlich zu dem Ergebnis tam, daß die Vertilgung des Riesenfischers die Ursache für die Vermehrung der Schlangen war. Der genannte Vogel tötet bis zu zwanzig der Reptilien an einem einzigen Tag; teilweise verzehrt er sie, auf jeden Fall aber tötet er alle Schlangen, deren er habhaft werden fann. Bligichnell stößt er aus beträchtlicher Höhe auf die oft meterlangen giftigen Reptilien nieder und weiß diese so zu paden, daß er sie in wenigen Minuten buchstäblich zerhaden kann. Jest ist der Abschuß des Riesenfischers gesetzlich verboten; man erträgt lieber den Lärm des Bogels als daß man den natür= lichen Feind der Giftschlangen ausrotet.

In Nord-Carolina der Vereinigten Staaten hatten vor Jahren ein paar unternehmungslustige Amerikaner eine Wachtelzucht großen Ausmaßes angelegt, von der sie das ganze Land mit den schmachaften Bögeln versorgten. Zu ihrem Bedauern bemerkten die Besither jedoch, daß in den benachbarten Bergen einige Adler ihren Horst hatten, die sich ab und zu einen der Zuchtvögel zum Berspeisen ein= fingen. Es schien ganz natürlich, daß man die Adler unter großer Mühe vertilgte, um den Räubereien ein Ende zu machen. Zwei Sahre später mußten die Amerikaner ihre Zucht gänzlich auflassen, da der größte Teil der Wachteln einer Seuche erlegen war. Es stellte sich heraus, daß es in der dortigen Gegend ein Insekt gibt, das seine Eier mit Borliebe in die Haut der Wachteln einbettet; die Brut lebt dann auf längere Zeit als Schmaroter auf dem Körper der Bögel. Dadurch geschwächt fielen diese Tiere den Berfolgungen der Adler zuerst zum Opfer; auf natürliche Weise war so dafür gesorgt, daß die Schmaroger nicht überhandnehmen konnten. Nachdem aber die Raubvögel vertilgt waren, vermehrten sich die Insekten in ungeahntem Maße und hatten so in Kürze die gesamte Wachtelzucht verseucht. Der Eingriff in Mutter Naturs Rechte kostete die Amerikaner

annähernd fünfzigtausend Dollar!

Aehnliche Beispiele lassen sich genug anführen. wurde das Präriehuhn im westlichen Kanada durch den Import von ungarischen Rebhühnern verdrängt; dieses konnte sich jedoch auf die Dauer nicht eingewöhnen und ist heute fast gänzlich wieder ausgestorben. Kanada hat aber durch dieses Experiment ein wertvolles Mitglied seiner Bogelwelt auf immer verloren. In Neuseeland hat die Einführung von verschiedenen großen Pflanzenfressern, besonders von Rindvieh, das Landschaftsbild so verändert, daß eine Reihe von früher ganz harmlosen Bögeln wegen Mangel an Nahrung 311 wahrem Raubgesindel geworden ist. Beispielsweise war der dort viel verbreitete Nestorpapagei früher ein unschäds licher Begetarianer, tötet jeht aber wegen ungenügender Bflanzennahrung jährlich Tausende von Schafen und selbst Schweinen, sodaß die Regierung eine Kopfprämie für ihn zahlt. Ein paar Duzend Sperlinge, 1850 von England nach Amerika gebracht, haben sich zu Millionen im Laufe der Jahre vermehrt und Schäden angerichtet, die im Berluft von Obst und Rörnerfrüchten gar nicht einzuschäten sind.

Wenn der Mensch Versuche, wie die hier erwähnten, anstellt, manchmal aus Gewinnsucht, oft auch nur als Spielerei oder aus sportlichen Gründen, so muß er immer damit rechnen, daß die Folgen unübersehbare Nachteile und Verluste auf anderen Gebieten in sich schließen können. Mutter Natur weiß eben doch am besten, wie sie das richtige Stärken= verhältnis unter ihren Geschöpfen aufrecht erhält.

## Rundschau.

### "Reichtagsbrand Nr. 2."

Mit diesem Namen hat ein sehr treffsicherer Journalist die Ereignisse in Deutschland, die sich letzten Samstag und Sonntag abspielten, bezeichnet. Warum? Weil genau so wie im Reichstagsbrandhandel viele Bunkte dunkel bleiben und allerorten Fragezeichen zu den amtlichen Bekannt=

machungen gesetzt werden mussen.

Man wußte, daß die S.A. am 30. Juni den letzten Tag im amtlichen Dienst standen, daß sie am nächsten Tage die Uniform ausziehen und vorläufig für einen Monat in Urlaub gehen mußten, um niemals wieder in gleider Form zusammengezogen zu werden. Man wußte auch, daß der Chef der S. A. als Reichsminister abgesetzt und auch von der Offizierslifte gestrichen worden war. Es war auch fein Geheimnis, daß unter den braunen Scharen der Ruf nach einer zweiten Revolution lauter und lauter tönte, daß sie da und dort beim Marsch durch die Straßen nicht mehr davor zurückschreckten, im Sprechchorton diese Forderung zu erheben. Von einer einheitlichen Willensbildung bei den Scharen war aber nicht die Rede, und was die Führer betrifft, gab es keine Anzeichen dafür, daß wirklich ein entschlossener Wille zur Gegenwehr im Falle einschneidender Magnahmen von seiten Sitlers vorhanden war.

Wenn nun am ersten Juli die braunen Bataillone nicht heimgegangen wären, wenn sie sich geweigert hätten, die Uniformen auszuziehen, wenn der Chef, der längst als Bäderast öffentlich verhöhnte Röhm, einen Aufruf in diesem Sinne losgelassen hätte, wurde man ein scharfes Zugreifen

der Regierung verstanden haben.

Was aber nun geschehen, das erwedt Staunen und Schreden bei allen, die sich nicht von der Propaganda des Herrn Goebbels und den Verfügungen Hitlers und Görings überrumpeln laffen.

An zwei Stellen griffen die Machthaber zu. Sitler arbeitete in München, Göring in Berlin. Aus-führende Organe waren die S. S.-Abteilungen, die schwarz uniformierten Schutstaffeln, die seit langem die Polizei dar= stellen, oder wenigstens die sogenannte "Staatspolizei", die zur Verfügung der Regierung steht.

Sitler flog in Begleitung von Goebbels oder allein, das weiß man noch nicht, vom Rhein nach München. Aufbruch nachts 2, Ankunft in München um 4 Uhr. Bei der Ankunft habe der Rangler vernommen, daß die G. A. Führung, also Röhm, eine Parole ausgegeben: "Der Führer ist gegen uns, die Reichswehr ist gegen uns. S. A. auf die Straße". Und wirklich seien die braunen Jungens auf der Strake gewesen. Jedoch nicht mehr, als Hitler ankam. Der Innenminister Wagner hätte zwei Gruppenführern das Rommando entzogen und die Leute heimgeschickt. Daß so etwas möglich war, beweist zum wenigsten, wie willig die S. A. einem Minister, also der Regierung, immer noch ge-

Hitler aber begab sich mit S. S.=Abteilungen hinaus nach Bad Wiessee, in Röhms Villa. Dort fand man den Stabschef in seinem Schlafzimmer, nebenan ben Beines in perperfer Umarmung mit einem Lustknaben, vielleicht auch